

Die „eigene Welt“ – die Welt der Träume

Zum 100. Geburtstag von Graham Greene am 2. Oktober

Von Wolf Scheller

---

Der Whisky-Priester aus dem Roman „Die Kraft und die Herrlichkeit“ ist wohl seine bekannteste Figur, ihr fühlte sich Graham Greene am ehesten verwandt. Wie dieser Priester empfinden sich die meisten Figuren Greenes als „Schauspieler“, als Leute, die eine ihnen zuge dachte Rolle spielen, die ebenso gut mit einem anderen Darsteller hätte besetzt werden können. Ohne diese vorherrschende selbstironische Dimension könnte man sich die Botschaft des Autors kaum vorstellen, wie er sie in „Das Herz aller Dinge“ (1948) präsentierte: die Erkenntnis nämlich, daß der Mensch den Menschen mehr braucht als Gott und daß der Mensch sich selbst verdammern kann. Der Roman „Die Kraft und die Herrlichkeit“ von 1940, zu dem ihm seine frühen Reportagen über die Kirchenverfolgung in Mexiko („Die gesetzlosen Straßen“) inspiriert hatten, brachte Greene den Ruf ein, ein katholischer Schriftsteller zu sein. Und in der Tat lassen sich auch in der letzten seiner „Catholic Novels“ mit dem Titel „Das Ende einer Affaire“ (1956) Einflüsse der großen französischen Schriftsteller römisch-katholischer Herkunft feststellen: Péguy, Georges Bernanos und Francois Mauriac. Es half Greene nichts, wenn er sich dagegen sträubte, als katholischer Schriftsteller abgestempelt zu werden. „Ich bin,“ sagte er dann resignierend, „einfach ein Katholik, der zufällig Schriftsteller ist.“

Aber so einfach war das eben nicht. Mit 22 Jahren war er aus der Anglikanischen Kirche ausgetreten und zum katholischen Glauben konvertiert. Die Unterweisung in der katholischen Lehre sollte ihm helfen, „mich zumindest doch mit Art und Grenzen ihres Glaubens vertraut zu machen“ – und die Zeit totzuschlagen. Denn seine Motive für den Übertritt waren eigentlich ziemlich simpel: Er wollte eine Katholikin heiraten – und er langweilte sich. Langeweile, Angst, Flucht – waren die zentralen Elemente in Greenes Weltbild. Aus ihnen erwachsen seine Gestalten, Gekreuzigte, Sünder, Frevler, die ihre Erwählung der Langeweile und der Angst vor dem Kreuz verdanken. Die Vorstellung, daß der Sünder das Herzstück der Christenheit darstellt, wird von Greene ins bitter-ironische, sarkastische Extrem gesteigert. Überdruß, Zweifel, Indifferenz – so leiden seine Antihelden – wie etwa Query in „Ein ausgebrannter Fall“ (1960) an ihrer metaphysischen Heimatlosigkeit. Als ungläubige Sucher und Nihilisten werden all diese Romanfiguren von der Arglist des Lebens zur Strecke gebracht. Auch Query wird an den Rand seiner Existenz getrieben. Alles in ihm ist abgestorben, „ausgebrannt“. Er ist das geistig-seelische Gegenstück eines Leprakranken, der das Stadium der Vertstümmelung längst erreicht hat. Aber Greene verharret nicht in dieser

Zeichnung der absoluten Leere und Hoffnungslosigkeit, sondern läßt Querry einen Lebensinhalt suchen. Querry überwindet seine Selbstsucht und findet Erfüllung in der Hingabe an die Arbeit für andere. Er ähnelt da nicht von ungefähr dem „whisky priest“ aus „Die Kraft und die Herrlichkeit“, der an einer Stelle sagt: “There isn’t much a man can do...” Der Jesus, von dem Greene sprach, war ein Opfer seiner Geschichte: er hat seinen Auftrag verraten, ist geflohen, hat weitergelebt und sich seiner Flucht geschämt. “Vielleicht bin ich victimophil“, meinte Greene. “Vielleicht hat meine Neigung zu den Opfern auch mit dem Instinkt des Schriftstellers zu tun, daß das Glück langweilig ist.“

Als junger Mensch hatte Greene an nichts „Überirdisches“ geglaubt. Später kam er aber dennoch zu der Überzeugung, “daß wahrscheinlich etwas existiert, was wir Gott nennen“. Diese Erfahrung seines Glaubens machte Greene während seiner Reisen durch Mexiko, als er Zeuge der Kirchenverfolgung wurde. Damals habe er begonnen, seinen Glauben zu „fühlen“. Grundlegend dafür sei die Loyalität zu den Entrechteten gewesen, in diesem Fall zu den verfolgten Katholiken. Und das alles nur aus Langeweile? Ist dieser Schriftsteller, dessen Werke millionenfach auch in der Dritten Welt verbreitet sind, nur aus Langeweile in die Krisengebiete der Welt gereist, wie er behauptet hat? Nicht um den Menschen zu helfen, sondern um dem Innersten dieser Trostlosigkeit, der Langeweile, der ennui, auf den Grund zu kommen?

Greene, der Anfang April 1991 mit 86 Jahren starb, war ein Fährtenleger und Spurenverwischer wie er im Buche stand. Und doch war am Ende so gut wie alles, was er hatte verbergen wollen, bekannt: Seine Rastlosigkeit, seine Depressionen, seine Liebschaften, die Bordellbesuche, sein Hang zum Spielerischen und Melodramatischen, sein Opium- und Whisky-Konsum. Auch die jahrelange Tätigkeit für den britischen Geheimdienst, die Freundschaft mit dem Spion Kim Philby, seine Konflikte mit der Loyalität – alle Welt wußte bei seinem Tod bestens Bescheid über den wahrscheinlich bedeutendsten englischen Erzähler des 20. Jahrhunderts, der freilich den Nobelpreis nie erhielt. Seinen Lesern hat er in zwei Autobiographien – „Eine Art Leben“(1971) und „Fluchtwege“(1980) mitgeteilt, was er von sich preisgeben wollte, um „ein Chaos von Erfahrungen in eine Art Ordnung zu zwingen“. “In seinen Werken finden wir alles über ihn,“ schrieb Paul Theroux später. Greene hat in seinem langen Leben 26 Romane, vier Bände Erzählungen, acht Dramen und seine autobiographische Bücher geschrieben. Dabei hatte er noch Zeit zu reisen, und in was für ferne Gegenden! Indonesien, Afrika, Mexiko, Panama, Haiti – oft auf die primitive Art, weil er mitunter knapp bei Kasse war. Vor allem aber wollte er die Dinge so sehen wie sie waren: Dreckig, gefährlich, von Bakterien verseucht, verkommen, auch moralisch verdorben. Aus dem

„menschengemachten Pfuhl von Grauen, Lügen und Tod“(Patroia Highsmith) entstanden Bücher wie „Der stille Amerikaner“, „Der dritte Mann“ und „Die Stunde der Komödianten“. Dieser Roman über die Diktatur der Duvaliers auf Haiti, verfilmt mit der Taylor und Richard Burton, machte ihn für das Regime zur hassenswerten Unperson. Eine Weile sympathisierte Greene mit Fidel Castro und dem Kommunismus, beharrte aber später immer wieder darauf, daß er sich nicht als engagierter Schriftsteller verstehe und für niemanden Partei ergreifen wolle.

Seine Romane, die nahezu alle Welterfolge wurden, fing er gerne mit dem Namen der Person an, um die es ging: „Hale knew...that they meant to murder him“(„Am Abgrund des Lebens“) – oder: „Mr.Trench went out“(„Die Kraft und die Herrlichkeit“) und: „Dr.Eduard Parr stood at the small port“(„Der Honorar-Konsul“).In seiner Erzählweise blieb Greene durchweg traditionell und sehr berechnend. Den Experimenten der modernen Literatur versagte er sich. Mit James Joyce und Virginia Woolf konnte er nichts anfangen, seine „Götter“ waren Joseph Conrad, Henry James und William Faulkner.

Die irdische Verzweiflung, der Kampf des Menschen mit Gott, auch die Gottverlassenheit in den menschlichen Schwächen und Niederlagen – es ging Greene nicht um irgendwelche komplizierte Konstruktionen in seinen Romanen. Wirklichkeitsnähe, das realistische Bild von Rastlosen und Gestrauchelten, Doppelagenten, Mördern und Selbstmördern, Betrügern und Taugenichtsen – sie alle leben und leiden bei Greene am „gefährlichen Rand der Dinge“.

„Wir können keine Sünden begehen, die nicht schon vor uns irgendeiner der Heiligen begangen hat.“ Diese Erkenntnis, die Greene einem katholischen Geistlichen in dem Roman „Das Ende einer Affäre“ in den Mund legt, zieht sich wie ein roter Faden durch sein Leben. Dazu gehört auch, daß sich Greene schon von früh an Strategien des Verstellens und Spurenverwischens hat zulegen müssen, um den brisantesten Konflikt seiner Kindheit zu bestehen. Der Vater war Rektor einer Schule in Greenes Geburtsort Berkhamstead, eine knappe Autostunde von London entfernt. Diese Schule besuchte auch der als viertes von sechs Kindern geborene Graham Greene. Und hier geriet er in einen Loyalitätskonflikt, der ihn bis ins hohe Alter beschäftigt hat. Um die – wie der Vater fürchtete – überall bedrohte sittliche Ordnung aufrechtzuerhalten, unterhielt er an dieser Schule ein rigoroses Überwachungssystem, in das auch die eigenen Kinder einbezogen waren. Greene war somit stets in Gefahr, sowohl Mitschülern als auch dem Vater gegenüber als Verräter zu gelten. So wurde ihm das Wesen eines „Doppelagenten“ zur zweiten Natur, die Kunst, mit kontroversen Interessen anderer zu spielen, um sich selbst abzusichern. Greene wird lebenslang fasziniert sein von dem Funktionieren der Geheimdienstlabyrinth. Zwischen 1941 und 1944 war er

sogar beim SIS, dem britischen Geheimdienst, angestellt und hat bis in die achtziger Jahre auf seinen vielen Reisen nach Moskau, Havanna, Saigon, Prag und Wien inoffiziell weiter für ihn gearbeitet.

Die Geburt des Autors aus dem Geist von Furcht und Langeweile: „Die Schrecknisse begannen,“ so erzählte Greene, „als ich dreizehn war.“ Er trank Fixierlösung, aß Tollkirschen, schluckte Kokain und zwanzig Aspirin-tabletten –und das alles nur, um der Gleichförmigkeit des Lebens zu entgehen. Mit der Pistole eines Freundes spielte er russisches Roulette: „Das Merkwürdige ist, daß auch das Gefühl der Gefahr langweilig werden kann.“ In dem Roman „Dr.Fischer aus Genf oder die Bombenparty“ wird das Spiel dem Leser wieder begegnet. Greene reizte dieser „gefährliche Rand der Dinge“, mit dem Bogen aus „Suspense“ und Erregung, dem sich die Flucht aus der Langeweile verdankt, die er als einen der gefährlichsten Affekte der modernen Gesellschaft erkannt hatte. Auf diesem „gefährlichen Rand“ balancierte Greene, weil es ihm mit seinen Tricks gelang, aus der Langeweile zu fliehen. „Das Schreiben ist der Königsweg der Flucht,“ behauptete er. „Weshalb Flucht?“ lautete die Gegenfrage. Die Antwort: „Weil ich mich nicht leiden kann.“

In einem Vortrag Ende der sechziger Jahre in Hamburg sprach Greene von dem „Privileg der Illoyalität“, das er für den Schriftsteller reklamierte. Ein Schriftsteller, so meinte Greene, müsse fähig sein, „im Handumdrehen ins andere Lager überzuwechseln. Er steht auf Seiten der Opfer, und die Opfer sind nicht immer dieselben.“ Ist es möglich, daß Greene diese Haltung, die ja auch seiner Selbsttarnung diente, später zum Fluch, zum notorischen Reflex und letztlich sogar zur ironischen Pose werden mußte, weil ihn das überscharfe Sensorium für Verrat, Sühne und Schuld nie losließ? Seine Lebensbahnen und seine Werke sind voll von derartigen Reflexen. Seine Existenz war also durchaus vertrackt. Er war unberechenbar, zu jedem Doppelspiel bereit, zu überraschenden Kurswechseln und Wendungen. Auch sind die problematischen Züge in seinem Katholizismus kaum zu übersehen. Doch ihn deswegen als skrupellos hinzustellen, wie es Michael Shelden in seiner höchst umstrittenen Greene-Biographie versucht hat, wird Greene in keiner Weise gerecht. Vor allem wird dadurch der Blick auf sein existentielles Drama verstellt, auf die Gründe für ein zerrissenes Leben, das sich nicht einfach als Sünden-katalog begreifen läßt. Greene hat von den „Wüsteneien“ seiner Seele gesprochen und damit die realistische, weltzugewandte Seite seiner manisch-depressiven Stimmungen gemeint. Der Glaube war da für ihn eine Art Seismograph, um – wie er einmal sagte – „das Böse in mir messen“ zu können. Eine Lösung aller Unklarheiten seines Schreibens und Lebens meint er im hohen Alter gefunden zu haben. Greene trennt da zwischen seiner „Eigenen Welt“ und der „Gemeinsamen Welt“. Als „Eigene Welt“

bezeichnet er die Welt der Träume, die er sich von frühester Jugend an aufzuschreiben pflegte. Greene, ein Gottsucher, der sich – wie der Held in „Am Ende einer Affäre“ zu Gott bekennt, um Gott hassen zu können? In einer Erzählung mit dem Titel „Der Augenblick der Wahrheit“ befürchtet Arthur Burton, Kellner in einem Londoner Restaurant, nach seinem letzten Check-up im Krankenhaus zu Recht das Schlimmste. Vorsichtig versucht er, ein amerikanisches Touristenpaar ins Vertrauen zu ziehen. Nachdem er diesen Gästen berichtet, er müsse „morgen ins Krankenhaus und können sie deswegen das nächste Mal am Tisch nicht bedienen, empfindet er eine „seltsame Zärtlichkeit“ für die Amerikanerin. Greene hat diese Geschichte mit dem Satz eingeleitet: „Das Nahen des Todes ist wie ein Verbrechen, das Freunden oder Kollegen zu gestehen man sich schämt, und doch bleibt da eine Sehnsucht, sich jemandem anzuvertrauen – vielleicht einem Fremden auf der Straße.“

Graham Greene hat sich im Universum der letzten Dinge gesehen. In seinem Zentrum des Schreckens und der Ereignisse stehen meist gebrochene Charaktere, deren innere Widersprüchlichkeit dem Wesen des Autors selbst eignete. Schreiben als Therapie, Drogen, Sex und gefährvolle Reisen als Fluchtmittel. Daß Greene ein enges Verhältnis zu Frauen hatte, steht außer Zweifel. änderte auch die Tatsache nichts, daß Vivien Davrell-Browning, die er 1927 geheiratet hatte, bis zum Schluß seine Ehefrau blieb. Aber Sex spielte in seinem Leben eine bedeutende Rolle. Es gab Beziehungen mit Prostituierten aus dem Rotlichtmilieu, und es gab die sogenannten „Big Five“, jene fünf Frauen, mit denen er jeweils mehr als zehn Jahre zusammen war, zuletzt mit Ivonne Cloetta. Aber in seinen Büchern blieb die Sexualität zwar präsent, wurde aber stets diskret verhüllt. „Das hat überhaupt nichts mit Puritanismus oder Schüchternheit zu tun,“ erklärte Greene. Es handelt sich um ein rein technisches Problem. Die Position, die jemand im Bett bevorzugt, offenbart noch nichts von seinem Charakter. Man bringt eine Erzählung nicht voran, indem man sie mit Details über die Lieblingsstellung der handelnden Personen füllt. Man lenkt nur die Aufmerksamkeit des Lesers auf sehr banale Nebensächlichkeiten.“ Zweifellos war Greenes Beziehung zu Yvonne Cloetta die längste und glücklichste. Über 30 Jahre lang war sie auch seine intellektuelle Geliebte. Sie saß in Genf an seinem Sterbebett und notierte sich die letzten Worte: „Wird es eine interessante Erfahrung sein?“